

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 19 (2012)
Heft: 211

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Schlachtkapelle auf dem Stoss steht auf unentschiedenem Boden. Bild: pd

APPENZELL

Freies Schweben

Mein Arbeitsweg führte mich in letzter Zeit mehrmals über Gais und den Stoss ins Rheintal. Immer wieder an den Gedenkstätten vorbei, die an die Schlacht am Stoss von 1405 erinnern sollen. Die Unabhängigkeit der Appenzeller vom Kloster St. Gallen wurde durch den Sieg gegen die habsburgischen Ritter bald Realität. Am Ort des Triumphes wurde eine Schlachtkapelle gebaut. Diese ist bis heute Eigentum der Innerrhoder, das Denkmal hundert Meter entfernt, ein Obelisk aus Gotthardgranit, erst 1905 errichtet, gehört den Ausserrhodern. 192 Jahre nach dem gemeinsamen Schlachtsieg trennten sich der innere, katholische und der äussere, reformierte Landesteil in die zwei Appenzeller Halbkantone. Nur die Kapelle blieb quasi doppeltes Staatsgebiet. Noch immer ist nicht geklärt, ob sie auf Inner- oder Ausserrhoder Kantonsboden steht. Geografisch gehört sie zur Ausserrhoder Gemeinde Gais, rechtlich stünde sie gemäss einem vor drei Jahrzehnten erstellten Gutachten den Innerrhodern zu. Ein bundesgerichtlicher Entscheid zur Standortfrage wird allerdings nicht angestrebt, denn die beiden Halbkantone haben sich mit diesem Schwebezustand durchaus angefreundet. Ein anderer Schwebezustand ist reisend zu erleben, wenn sich just beim Stoss, 950 Meter über Meer, die stupende Weite des Rheintals bis zu den fernen habsbur-

gischen Alpen öffnet und die Hügel des Appenzellerlandes ihren Liebreiz an ein ganz anderes Lebensgefühl abgeben müssen: An eine schwebende Freiheit, die nicht nach Religionen oder Staatsangehörigkeiten fragt und die nicht politisch geprägt ist. Der alte und urmenschliche Traum vom Fliegenkönnen wird am Stoss für kurze Augenblicke real. Auf dem Boden stehend in der Schweben verweilen – wie Balletttänzer auf der Bühne, wie Vögel im Wind, wie Wolken am Himmel. Solches Schweben heisst, zwischen festen Zuständen unentschieden sein zu dürfen und der Phantasie den Lauf zu lassen – eine Freiheit, die wahrgenommen und ins Leben eingeflochten werden kann, zu neuen Möglichkeiten ermuntert. Solcherart zu fliegen empfinde ich als Privileg und bin dankbar dafür. Vermutlich haben die Appenzeller vor 600 Jahren eine andere, existenziellere Freiheit erkämpft. Eine Freiheit, die heute von Menschen gesucht und erhofft wird, welche aus Ländern kommen, wo Freiheit ein Fremdwort ist und Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Die Schwebezustände solcher Menschen sind wahrscheinlich nicht beflügelnd, sondern können das pure Gegenteil davon bedeuten. Nicht zu wissen, ob Asyl gewährt wird oder die Ausschaffung ins Herkunftsland droht, ist ein Schwebezustand der unmenschlichen Art. Könnten solche Entscheide ebenso wie bei der Stosskapelle über Jahrhunderte in der Schweben gehalten werden, bestünde die Möglichkeit, Menschen als Doppelbürger und Doppelbürge-

rinnen wirklich zu integrieren. Als lebendiges Zeugnis einer menschlichen Politik, mit vielen kulturellen Bereicherungen.

Verena Schoch, 1957,
ist Kamerafrau und Fotografin
und wohnt in Waldstatt.

RHEINTAL

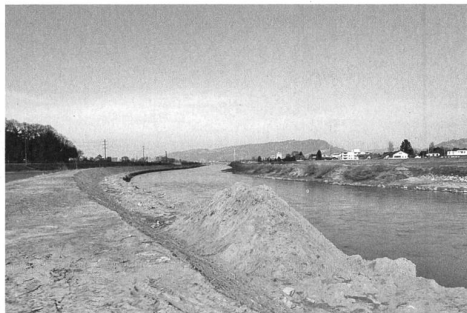
Rheinsand fürs Bauernland

Der Rhein bringt Wasser; manchmal über 3000 Kubikmeter pro Sekunde. Er bringt Kies; durch spezielle Dämme wird es zu einer tiefen Stelle des Bodensees «geführt». Er bringt Holz; darüber gibt es den Film «Rheinholzer». Und er bringt Sand; entlang der Dämme lagert er sich ab und vermindert in den Augen der Wasserbauer die Hochwassersicherheit.

Der Rhein hat die Landschaft geformt. Er hat dazu beigetragen, dass sich Moor und Halbmoorböden gebildet haben. Im letzten Jahrhundert wurden die Böden der Talebene entwässert. Aus Sümpfen entstand Landwirtschaftsland. Durch die Nutzung sackte dieses Land innerhalb eines halben Jahrhunderts ab – rund zwei Zentimeter pro Jahr. Schächte, die bis zu einem Meter aus dem Boden ragen, zeugen davon. Je weiter der Boden absackt, desto nasser und weniger nutzbar wird er. Die vordergründige Lösung, die betroffenen Flächen mit Aushubmaterial aufzufüllen, ist weder finanziell noch ökologisch zu verantworten.

Was hat das miteinander zu tun? – Die riesigen Sandablagerungen an den Mittelwuhren des Rheins müssen weg. Dies geschieht, indem mit Maschinen der Sand in den Fluss gestossen wird – auf dass er vom Wasser in den Bodensee transportiert werde. Dass Sand, der nicht klebt und sich auch nicht verdichten lässt, ideal ist, um Landwirtschaftsland aufzuwerten, ist bekannt. Umso besser, wenn das Material in unmittelbarer Nähe zur Verfügung steht – gratis.

So kam es, dass Agronomen des Kantons im Rahmen des «Ressourcenprojektes Boden» ein Pilotprojekt aufgezogen haben. Das Projekt ist schweizweit einmalig. Zwischen Marbach und Kriessern wurde in diesem Winter auf einer Versuchsfläche mit grosser Sorgfalt dreissig Zentimeter Sand aufgetragen. In den nächsten Wochen wird das Sandbeet mit der obers-



Wenn die Last zum Geschenk wird:
Rheinsand. Bild: Daniel Hosch

ten Humusschicht vermischt und dann Wiese angesät. Das tönt banal, ist aber das Ergebnis einer langen Beobachtung und dem sorgfältigen Suchen nach einer möglichst schonenden Methode. Ein neuer Umgang mit den absackenden Böden wird eingeläutet.

Wenn das Riesenprojekt «Aufweitung und Ausbau Alpenrhein» in den nächsten Jahren realisiert wird, müssen grosse Mengen Material weggeführt werden. Mit dem besten, nämlich sandigen Material, sollen landwirtschaftlich genutzte Flächen aufgewertet werden. Damit verwandelt sich eines der Mitbringsel des Rheins von einer Last – der man sich möglichst schnell entledigen wollte – zum Geschenk.

Meinrad Gschwend, 1958,
freier Journalist in Altstätten, politisiert
für die Grünen im St.Galler Kantonsrat.

Das ist vorerst der letzte Rundflug aus dem Rheintal. Ab Mai wird neu Monat für Monat aus Schaffhausen berichtet. Wir danken Meinrad Gschwend herzlich für die tolle Zusammenarbeit und freuen uns weiterhin über die Berichterstattung aus dem Rheintal in anderen «Saiten»-Rubriken.

THURGAU

Schmidhauser gegen den Rest

Die Wahlen sind Geschichte. Alle unsere Regierungsräte sind verhältnismässig glanzvoll wiedergewählt worden. Und dann war da noch ein Kandidat; der Herausforderer, der Rächer der Unzufriedenen, der Laute unter den Leisen, die ausserparlamentarische Opposition des Thurgaus: Willy Schmidhauser, Präsident der Thurgauer Schweizer Demokraten (SD). Diesen Frühling will er von diesem, seinem einzigen Amt zurücktreten. Das hat er schon vor den Wahlen angekündigt. Und nach seinen gerade mal 12'131 Stimmen gibt es wohl keinen Grund, weiterhin das Kantonalpräsidium einer überholten Partei innezuhaben. Und Schmidhauser ist mit seinen 69 Jahren auch nicht mehr der Jüngste. Man darf sich darum sicherlich fragen: Wieso haben doch noch über 12'000 Thurgauerinnen

und Thurgauer dem Mann aus dem lieblichen Dettighofen, wo auch ein alt SP-Kantonalpräsident daheim ist, ihre Stimme gegeben? Wohl aus Unzufriedenheit; weil sie nicht das Fünfer-Päckli wählen wollten; aus Unlust und Unmut über die bisherigen Claudius Graf-Schelling (SP), Monika Knill (SVP), Bernhard Koch (CVP), Kaspar Schläpfer (FDP) und Jakob Stark (SVP). «Wenn die Leute unzufrieden sind, kommen sie zu uns», sagte Schmidhauser in einem Porträt vor den Regierungsratswahlen.

Aber er war nicht dabei, als die Leute zufrieden waren mit dem Gesamt-Regierungsrat, als es wirklich viel zu lachen gab: Er war nicht in Thomas Götz' Monatsshow «Ergötzliches» Anfang März im Theaterhaus in Weinfelden. Die Regierungsrätin und die Regierungsräte konnten an jenem Abend vor allem auch über sich selber lachen. Und Götz wusste meisterhaft, Psychogramme unserer fünf Regierungsoberen zu zeichnen. Es war richtig gute Wahlwerbung. Schmidhauser hätte sich das Lachen wohl nicht verkneifen können an diesem Abend. Vielleicht wollte er sich dieser Schmach nicht hingeben: Eintritt zahlen, um dann vom Gesamt-Regierungsrat köstlich unterhalten zu werden.

Nicht mehr zum Lachen zumute ist einem bei der Initiative «gegen frauenfeindliche, rassistische und mörderische Lehrbücher», die sogenannte «Anti-Koran-Initiative», die ein Komitee unter dem Lead der Thurgauischen SD Anfang März eingereicht hat. Das von 4500 Personen unterzeichnete Volksbegehren richtet sich konkret gegen Islamunterricht an Schulen, wie er etwa in Kreuzlingen im zweiten Jahr erfolgreich praktiziert wird. Hinter dem Kreuzlinger Modell steht der lokale Runde Tisch der Religionen. Rehan Neziri, der in seiner Haltung intelligent-moderate Imam der albanisch-islamischen Gemeinde Kreuzlingen, ist einer der Exponenten des Runden Tisches. Er habe Schmidhauser auch schon getroffen. Aber es sei schwierig, mit dem SD-Kantonalpräsidenten zu reden.

Mathias Frei, 1980,
ist Kulturveranstalter, Slam-poet,
Texter und Gemeinderat.



Gegen ihn dürfte es der Hassprediger
Willy Schmidhauser schwer haben:
Rehan Neziri. Bild: albinfo.ch

VORARLBERG

Nicht stark, aber dumm genug

Das Plakat mit der sich wohl eher an Pubertierende als an Erwachsene richtenden Frage «Bist du stark genug ...?» warb für das Skigebiet Silvretta Montafon und nicht für den Arlberg. Der niederländische Prinz Johan Friso, 43, dürfte sich aber ähnliches gedacht haben, als er in Lech bei Lawinenwarnstufe vier (auf einer fünfteiligen Skala) in einen tief verschneiten Hang im Bereich Litzen-Zugertobel fuhr. Er war mit dem Hotelier Florian Moosbrugger unterwegs, in dessen Hotel Post die niederländische Königsfamilie seit Jahrzehnten ihren Winterurlaub verbringt und mit dem Friso seit seiner Kindheit eng befreundet ist. Moosbrugger trug einen Lawinenrucksack (auf den der Prinz offenbar verzichten zu können glaubte), geriet nicht unter die Lawine und konnte die Rettung des verschütteten Holländers binnen zwanzig Minuten organisieren.

Johan Friso liegt seither wegen Hirnschadens durch Sauerstoffmangel im Koma und ist nach seinem Aufenthalt in der Intensivstation der Uni-Klinik Innsbruck in eine Spezialklinik in London gebracht worden. Moosbrugger ist von der Polizei im Auftrag der Staatsanwaltschaft Feldkirch «wegen des Verdachts der fahrlässigen und schweren Körperverletzung unter besonders gefährlichen Umständen» vernommen worden.

Johan Friso war nur das prominenteste Opfer eines Skiunfalls in dieser noch nicht zu Ende gegangenen Saison, für die an die 5000 Ski- und Snowboard-Unfälle prognostiziert worden sind. Das Kuratorium für Verkehrssicherheit schätzt, dass 93 Prozent davon Alleinunfälle ohne Fremdverschulden aufgrund mangelnder körperlicher Fitness und Selbstüberschätzung sind.

Es ist nicht verboten, bei hoher Lawinengefahr im freien und nicht als gesperrt ausgewiesenen Gelände zu fahren. Selbst wer verbotenermassen durch einen Schutzwald kurvt, würde höchstens 730 Euro Strafe zahlen, wobei aber eine Überwachung praktisch unmöglich ist. Die täglichen Verletzten und relativ vielen Toten scheinen die Freerider nicht zu beeindrucken, wozu der Chef der Bergrettung in der Regionalzeitung bemerkte: «Ich bin mir nicht sicher, ob es sich dabei nur um Respektlosigkeit handelt. Oft ist dabei schlichtweg Dummheit im Spiel.»

So etwas sagte natürlich niemand über Prinz Johan Friso von Oranien-Nassau von Amsberg, jedenfalls nicht offiziell (pseudonym gepostet wurde allerdings schon, dass «solche Deppen die besten Organspender» seien und was man in den Zeitungen geschrieben hätte, wenn es sich statt um einen holländischen Prinzen und einen Hotelier mittleren Alters um zwei junge Ossis mit Snowboards gehandelt hätte). Die

Kanton St.Gallen
Amt für Kultur



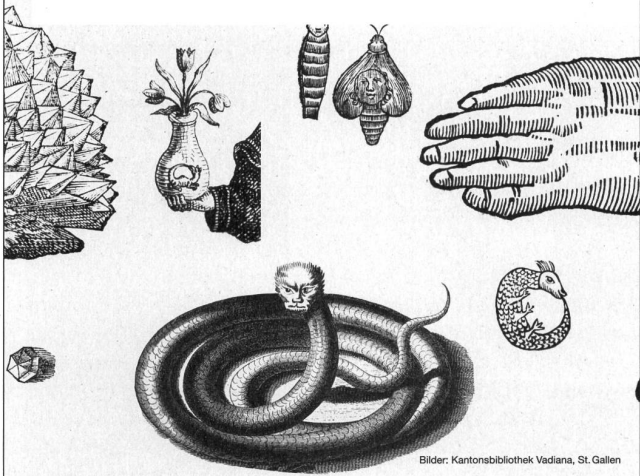
Regula Engeler/
Jochen Heilek,
Aurelio Kopainig
*Sturzwunder,
Dämonen und
Trugbilder*

Freitag, 20. April
bis Sonntag, 20. Mai 2012

Eröffnung: Freitag, 20. April 2012, 16 bis 20 Uhr
Begrüssung und Einführung: 17.30 Uhr

Kulturräum am Klosterplatz
Klosterhof 1, 9001 St. Gallen
Tel +41 58 229 38 73, www.sg.ch

Öffnungszeiten: Mi bis So 12 bis 17 Uhr, Do 12 bis 20 Uhr



Bilder: Kantonsbibliothek Vadiana, St. Gallen

AUS GE ZEICH NET

WALENSTADT
museumbickel

22.04. — 03.06.
2012

**RIK BEEMSTERBOER
BENI BISCHOF
KATALIN DEÉR
NORBERT MÖSLANG
TIMO MÜLLER
MATTHIAS RÜEGG**

VERNISSAGE

Sonntag, 22. April 11.30 Uhr

**LESE-PERFORMANCE
«LAUFENDER HUND»**

Samstag, 28. April 16.00 Uhr
Monika Schnyder & Helena Rüdüsühli

**INTERNATIONALER MUSEUMSTAG
«ZEIGEN, WAS WICHTIG IST»**

Sonntag, 20. Mai 14.00 Uhr
Künstlergespräche

Öffnungszeiten siehe
www.museumbickel.ch

Kanton St.Gallen
Kulturförderung



museum
bickel
walenstadt



Über die Dummheit mancher Skifahrer kann auch das hartgesottenste Model nur staunen. Bild: pd

grosse Tageszeitung nannte Friso ein «Genie», weil er mal mit Atomphysik zu tun gehabt hatte; die Ironie dabei ist, dass Friso auch zeitweilig Banker bei Lehman Brothers gewesen ist und Banker sonst zu diesem Zeitpunkt gar keine gute Presse hatten. Für den Prinzen wurden jedenfalls Gebete gesprochen, der Bürgermeister von Lech teilte der Zeitung mit: «Wir können nur noch bangen und beten. Das gilt auch für alle anderen Verunglückten.» Exklusiv für Friso wurde in der Lecher Kirche am 25. Februar von Dorfpfarrer und Honoratioren gebetet. Der eine oder andere wird möglicherweise auch um die glückliche Abwendung eines Geschäftsrückgangs gebetet haben.

Das i-Tüpfelchen setzte der als Gutachter für spektakuläre Kriminalfälle bekannt gewordene Psychiater Reinhard Haller in einem Leserbrief an die «Vorarlberger Nachrichten»: «Damit hat der Gemeindechef, welcher im ganzen Medienrummel durch seine sachlich-souveräne und trotzdem bescheidene Art wie ein Fels in der Brandung gestanden ist, die Grenzen des menschlich Machbaren aufgezeigt und darauf hingewiesen, dass es jenseits des medizinischen Fortschritts auch noch höhere Mächte gibt. In einer Zeit, in der Glauben belächelt, Religiosität als altnodisch abgetan und Beten tabuisiert wird, ist diese Haltung des Lecher Gemeindevaters imponierend.» Amen!

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

Es lebe der Präsident!

Um es rundheraus zu sagen: Der Stadtpräsident ist zurückgetreten. – Moment, er ist noch nicht zurückgetreten, aber er hat seinen Rücktritt angekündigt.

Unter dem Strich ist das kaum ein Unterschied: Man wird in absehbarer Zeit einen neuen Präsidenten wählen. Aber «unter dem Strich» ist ja auch nicht alles. Auch die Schweizerische Nationalbank wird einen neuen Präsidenten wählen oder die deutsche Bundesversammlung. Über dem Strich kommt es auf die Zukünftigkeit des Rücktritts an, den Ernst Wohlwend übrigens zeitgleich mit der Vizepräsidentin Verena Gick angekündigt hat. Es geht nicht darum, misstrauisch zu vermuten es würde dann im September doch nicht abgetreten; inzwischen ist auch das entsprechende Schreiben beim Bezirksrat eingegangen und alles in verwaltungstechnisch trockenen Tüchern. Das ganze Ankündigen hat einen Sinn. Es öffnet dem stadtpolitischen Gefühlshaushalt einen Vorstellungsraum. Alle können sich nun in Ruhe überlegen, wie es am besten weitergeht. Wer kann hier und heute die Zukunft der Stadt repräsentieren? Ankündigen zur rechten Zeit – auf diese Weise behauptet die Politik einen wichtigen Spielraum.

In einem ersten Wahlgang am 17. Juni werden also zwei Stadtratsitze und das Präsidium neu zu besetzen sein. Also folgen auf die Rücktrittsankündigungen die Ankündigungen der Findungskommissionen, Parteiprääsidenten und der potentiellen Kandidaten. Wie aus der Kanone geschossen meldete sich zunächst FDP-Präsident Dieter Kläy zu Wort und brachte fürs Präsidium Stadtrat Stefan Fritschi ins Spiel. Doch dieser gab am Tag danach zu verstehen, er stehe nicht zur Verfügung. Bald wurde auch

der Name Natalie Rickli gehandelt, portiert von SVP-Kantonalpräsident Alfred Heer. Einige Tage später hiess es, die SVP, die in der Exekutive aktuell nicht vertreten ist, kandidiere nur für den Stadtrat mit Rickli als möglicher Kandidatin. Diese indirekte Art des Ins-Spiel-Bringens – im einen Fall etwas freisinniger als im anderen – kann man als gute alte Zurückhaltung interpretieren. Wer würde schon sich selber vorschlagen? Nun, zum Beispiel Yvonne Beutler, die ihre Kandidatur für den Stadtrat, vorbehalten die SP würde sie nominieren, über Facebook publik machte.

Auch die Ambitionen von Polizeivorsteher Michael Künzle (CVP) sind zunächst von seiner Partei in Umlauf gebracht worden. Im «Portier» am Lagerplatz hat sie Künzle dann mit einer Pressekonferenz auch selber bekräftigt, eine bemerkenswerte Standortwahl. Mit dieser knüpft er symbolisch an die Stadtentwicklung der letzten Jahre an, die überwiegend als Erfolgsgeschichte mit Wohlwends Handschrift dargestellt wird. Das Lagerplatzareal spielt darin oft die Rolle eines Vorzeigeobjekts, dessen Grösse verglichen mit der Gesamtentwicklung allerdings eher gering ausfällt. Es scheint, die Kandidaten für Wohlwends Nachfolge schicken sich bereits an, dieses symbolische Kapital in die nächste Runde zu retten. So geht das nämlich auch mit den Ankündigungen: Sie helfen bei der Mobilisierung von Prestige.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.



Sein Stuhl wird im September frei: Stadtpräsident Ernst Wohlwend (Mitte). Bild: pd

Ein mit der europäischen Geschichte verwobenes Schicksal

*Der Deserteur Hilar Huber flüchtete unbeirrbar und mutig vor den Nazis.
Immer wieder wurde er gestellt und verurteilt. Er hatte sein Leben
lang an diesen Erfahrungen zu nagen und fand keine Gerechtigkeit.*

VON RALPH HUG

Lange waren sie vergessen und verfeimt: die Deserteure der Wehrmacht. Sie galten als Feiglinge, Verräter und «Kameradenschweine». Dabei hatten sie es nur abgelehnt, in Hitlers Mordmaschinerie mitzumachen. Sie entzogen sich durch Flucht und befanden sich also moralisch im Recht. Aber eben, juristisch nicht: Fahnenflüchtige wurden von der deutschen NS-Militärjustiz hart bestraft. Es gab insgesamt 30'000 Todesurteile, davon wurden 23'000 vollstreckt. «Die Gründe, in die Verfolgungsmaschinerie zu geraten, waren vielfältig», sagt der Historiker Werner Bundschuh aus Dornbirn. Die Delikte lauteten auf «Fernbleiben von der Truppe» und «Wehrkraftzersetzung» bis zu «Selbstverstümmelung». Wer nicht zum Tod verurteilt wurde, kam in ein Soldaten-KZ, wurde geschlagen und geschunden.

Dies widerfuhr auch dem jungen Hilar Huber aus Höchst. 1920 in einer armen Landarbeiterfamilie mit neun Kindern geboren, musste er früh lernen, sich durchzusetzen. Das sollte ihm später zugutekommen. Wie so viele in den dreissiger Jahren war er arbeitslos und lebte von Gelegenheitsjobs. 1941 erhielt er das Aufgebot in die Wehrmacht Hitlers, der 1938 Österreich ans Dritte Reich angeschlossen hatte. Huber kam nach Griechenland, das gerade von den Nazis besetzt wurde. Weite Teile Europas standen damals unter brauner Herrschaft. Am 21. Mai 1941 sollte Huber mit einem Kommando Pferde von griechischen Bauern requirieren. Das war gefährlich, denn die Bauern wussten sich zu wehren. Schon manche Soldaten waren von solchen Aufträgen nicht mehr zurückgekehrt.

Keine Gnade in der Heimat

Huber beschliesst abzuhausen. Eine unglaubliche Fluchtgeschichte beginnt. Der erst 26-Jährige entwickelt dabei wahre Survival-Qualitäten. Zu Fuss folgt er den Eisenbahnschienen nordwärts und gelangt in die Stadt Larisa. Dort kauft er einen Anzug und möbelt sich auf. Nachts marschiert er weiter und gelangt ins mazedonische Skopje, wo er ein Velo ersteht. Damit fährt er 2000 Kilometer weit unbehelligt durch Serbi-

en, Kroatien und Slowenien bis ins österreichische Villach. Er steigt in den Zug und trifft Ende Juni 1941 wieder zuhause in Höchst ein. Vor einem einheimischen Gericht werde er besser wegkommen, glaubt er. Ein Irrtum: Er wird ins Gefangenenhaus Bregenz gesteckt und ein Mi-

**Hilar Huber will
nichts als seine Ruhe
und führt eine
einfache, unauffällige
und auch eigenwillige
Existenz bis zu seinem
Tod im Jahr 2001.**

litärrichter aus Innsbruck reist zur Vernehmung an. Da dämmert es ihm, dass ihn die Militärjustiz hart anpacken wird.

Hilar Huber bricht aus. Er schwingt sich über die Gefängnismauer, am Stacheldraht vorbei, ein «unglaublich kühner Akt», wie der Historiker Meinrad Pichler urteilt, der Hubers Odyssee rekonstruiert hat. Ein Grosseaufgebot an Polizisten sucht ihn vergeblich. Huber stiehlt ein Fahrrad, fährt nach Gaissau, durchschwimmt den Alten Rhein und landet unerkannt in Rheineck. Sein Ziel ist Wittenbach: Dort lebt ein Onkel, dessen Freude über sein Erscheinen sich allerdings in Grenzen hält. Denn er hat Ärger mit der Schweizer Frepo, weil sein Sohn als «Standortführer der St.Galler Hitlerjugend» aufgefliegen ist. Der Onkel befürchtet weiteres Ungemach, wenn er den Flüchtling bei sich aufnimmt. Es dauert dennoch zwei Wochen, bis Hilar Huber wieder im Gefängnis landet, diesmal in St.Gallen. Er wird von der Heerespolizei intensiv verhört.

Huber wird ein «Moorsoldat»

Diese interessiert sich vor allem für die Aufstellung der Wehrmacht in Vorarlberg. Man erhofft sich von Deserteuren wertvolle Informationen über Truppenbewegungen. Huber darf als Militärflüchtling in der Haft arbeiten und erntet dabei gute Noten. Als Belohnung erhält er Ausgang und wird ins freiere Interniertenlager Murimooos im Kanton Aargau versetzt. Dort muss er Torf stechen, lernt aber auch eine Westschweizerin aus La Chaux-de-Fonds kennen, die in ihm den Geschmack der Freiheit hochsteigen lässt. Im November 1942 beschliesst er, erneut zu fliehen, wieder mit dem Velo. In nur zwei Tagen durchquert er nachts bei Nebel und Kälte die ganze Schweiz und landet im Rheintal. Zwei Wochen irrt er hier umher und hält sich durch Diebstähle und Einbrüche über Wasser, bis er ins elterliche Höchst zurückkehrt.

Ein Hinweis der Schweizer Polizei an die Gestapo in Bregenz führt dazu, dass Hilar Hubers Elternhaus umstellt wird. Bei der Razzia wird der Flüchtling unter einem Bett im Dachboden entdeckt. Ein Gericht in Innsbruck verurteilt Huber im März 1943 zum Tod wegen Fahnenflucht. Nun sieht es wirklich düster für ihn aus. Doch Huber hat Glück: Hitler braucht Soldaten, und so wird die Todesstrafe in eine fünfzehnjährige Gefängnisstrafe verwandelt. Die Option ist, dass er später an die Front kommt, als «Kanonenfutter». Er wird tausend Kilometer weit nach Norddeutschland ins Emsland verfrachtet, wo er in eines der berüchtigten «Soldaten-KZ» im Moor bei Meppen kommt. Huber wird ein «Moorsoldat», wie es im berühmten Lied über KZ-Häftlinge heisst, das später von Hanns Eisler vertont und vom Sänger Ernst Busch berühmt gemacht wurde.

Haarscharf an der Verhaftung vorbei

Schon am dritten Tag ist er dank einer selbstgefertigten Leiter wieder auf der Flucht. Nach bewährtem Muster klaut er ein Velo, beschafft sich Zivilkleider und fährt südwärts nach Bayern. Im Zug gerät er einer Streife in die Hände und wird ins Abteil gesperrt, während andere

Fahrgäste kontrolliert werden. Schon bald klettert er durchs Fenster, springt aus dem fahrenden Zug und bleibt bewusstlos liegen. Erst am Morgen erwacht er und schleppt sich Richtung Kempten im Allgäu. Pech, dass ihm plötzlich ein Landpolizist in die Quere kommt. Huber entreißt ihm tollkühn die Dienstwaffe, behändigt das Velo und macht sich auf und davon.

Übers Lechtal gelangt er nun in den Brengenerwald, wo er sich im Heustock eines Bauern verbirgt, den er kennt, da dieser einmal ein Mitgefänger war. Der Landwirt sass wegen illegalem Käseverkauf ein. Huber flieht weiter über die Berge nach Götzis, wo er sich bei einem anderen Landwirt endlich waschen und verpflegen kann. Huber denkt an die Schweiz, dort will er wieder hin. Von einem Bruder, der als Hilfsgrenzwächter arbeitet, erfährt er Nützliches über die Kontrollgänge, so dass ihm unbemerkt der Übertritt nach Kriessern gelingt. Einige Zeit lang versteckt er sich in einer Hütte und lebt von Einschleichenstählen.

Kriegsende bringt Freiheit

Nun hat sich Hilar Huber in den Kopf gesetzt, es werde ihm in England besser ergehen. Er will irgendwie aufs Schiff. Zu Fuss gehts nun nach Buchs und übers Toggenburg nach Wil und von dort mit der Bahn nach Winterthur. In einem Gasthaus wird er verhaftet. Die Polizei speditiert ihn zurück ins Rheintal. Im Juni 1943 wird er vom Bezirksgericht in Altstätten wegen mehrfachem Diebstahl und Übertretung fremdenpolizeilicher Vorschriften zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Zum Glück für ihn wird er nicht an Deutschland ausgeliefert. Das Reichskriminalpolizeiamt in Berlin hatte seine Überstellung verlangt.

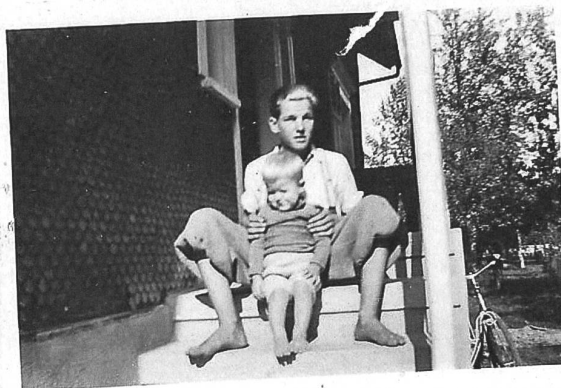
Huber verbringt freilich nur wenige Monate hinter Gittern. Im Januar 1944 bricht er aus der Strafanstalt St. Jakob in St. Gallen aus und flüchtet Richtung Süden. Er will diesmal nach Italien, doch Glarner Landjäger machen ihm einen Strich durch die Rechnung. Vom Bezirksgericht Gossau erhält er eine weitere achtmonatige Gefängnisstrafe aufgebürdet. Das Kriegsende vom Mai 1945 bringt dann auch für Hilar Huber die Zäsur: Das Dritte Reich ist untergegangen, die Alliierten haben gesiegt, und die Schweiz hat kein Interesse, fremde Delinquenten durchzufüttern. Man lässt ihn laufen.

Erfahrenes verdauen

So steht Hilar Huber wieder auf der Brücke zwischen St. Margrethen und Höchst und strebt nach Hause. Bald findet er eine Stelle auf dem Bau und heiratet. Die Schatten der Vergangenheit ereilen ihn ein Jahr später, als sein Bruder als Grenzschmuggler in Verdacht gerät und sich die Frepo seiner als illegalen Grenzgänger und Kleindelinquenten erinnert. Das bleibt jedoch ohne Konsequenzen, denn Huber kann nichts nachgewiesen werden. Umgekehrt halten sich

die Behörden an ihm schadlos, als er 1963 um eine Arbeitsbewilligung in der Schweiz nachsucht. Diese wird abgelehnt. Hubers Umtriebe während des Kriegs sind noch nicht vergessen. Es scheint, als ob Hilar Huber die hinter ihm liegenden Jahre der Flucht, der Bedrohung und der Gefängnisse für den Rest seines Lebens erst verdauen musste. Er will nichts als seine Ruhe und führt eine einfache, unauffällige und auch eigenwillige Existenz bis zu seinem Tod im Jahr 2001. Zuletzt lebte er einsam in einer Hütte im Lustenauer Ried.

Meinrad Pichler ist fasziniert von diesem Menschen und seinem mit der europäischen Geschichte eng verwobenen Schicksal. Er schreibt: «Hilar Huber hat fünf Jahre seines jungen Lebens auf der Flucht und in Gefängnissen verbracht, ist immer dann verschwunden, wenn seine lebhaftere Vorahnung es ihm geraten hat; er hat Gefängnismauern und Stacheldrahtzäune überwunden, hat seine Häsher raf-



Das Velo steht schon parat: Hilar Huber (hinten) hatte wenig Zeit für Müsiggang. Bild: pd

finiert abgehängt, um ihnen kurz darauf wieder unbedacht in die Hände zu fallen; er hat auf seinen Fluchten mehrere tausend Kilometer zu Fuss, auf entwendeten Fahrrädern und in Zügen zurückgelegt und ist meist am angesteuerten Ziel angekommen, obwohl er nie eine Landkarte und überhaupt keine Reiseerfahrung besessen hat.»

Rehabilitierung liess auf sich warten

Hilar Huber aus Höchst war nur einer von vielen Deserteuren, die aus Hitlers brauner Armee flohen und die später als «Verräter» galten und diskriminiert wurden, als ob sie etwas Falsches getan hätten. Sie waren Opfer eines doppelten Mythos: zum einen der angeblich «sauberen» Wehrmacht und zum anderen des Landes Österreich als angeblich erstem Opfer der Hitler-Aggression. Die vieldiskutierte Wehrmachtsausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung entmythisierte 1995 das Bild einer deutschen Armee, die im Gegensatz zu Waffen-SS und anderen Nazi-Verbänden keine Kriegsver-

brechen begangen habe. Die kritische Forschung wies das Gegenteil nach, so dass die Desertion aus der Wehrmacht plötzlich eine ganz andere moralische Qualität erhielt. Und dass Österreich von Hitler überfallen und unterjocht worden sei, strafen schon früher die Bilder vom umjubelten Empfang Hitlers in Wien und den progromartigen Ausschreitungen der einheimischen Bevölkerung gegen Juden Lügen.

Dennoch liess die Rehabilitierung der Wehrmachtsdeserteure – ähnlich wie diejenige der Fluchthelfer im Zweiten Weltkrieg oder der antifaschistischen Spanienkämpfer in der Schweiz – lange auf sich warten. Das Komitee «Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz» stand in den neunziger Jahren am Anfang der Neubewertung. Dann folgten Forschungsprojekte und schliesslich ein Anerkennungsgesetz, das der österreichische Nationalrat im Jahr 2005 verabschiedete. Den Durchbruch brachte die Ausstellung «Was damals Recht war ... Soldaten und Zivilisten vor Gerichten der Wehrmacht» im Jahr 2009, die die Rehabilitierung dieser Nazi-Justizopfer nahelegte. Im Oktober desselben Jahres verabschiedete eine Mehrheit von SPÖ, ÖVP und Grünen das «Aufhebungs- und Rehabilitierungsgesetz», das die endgültige rechtliche Anerkennung und die Aufhebung der Urteile brachte. Diese Schau war letzten Herbst samt einer Vortragsreihe auch im Vorarlberg zu sehen.

Vergessene Opfer der Nazi-Militärjustiz

Kritischen Historikern wie Meinrad Pichler, Werner Bundschuh und vielen anderen, die sich schon in den achtziger Jahren in der Johann August Malin-Gesellschaft zusammenschlossen, ist es zu verdanken, dass dank kontinuierlicher Aufklärungsarbeit ein Umdenken und damit ein geschichtspolitischer Fortschritt erzielt wurde. Bundschuh sagt: «Die Befassung mit Opfern der Wehrmachtsjustiz bedeutet eine erinnerungspolitische Wende: hin zu konkreten Menschen, die im Krieg nicht einfach «dienten», sondern sich aus unterschiedlichen Motiven widersetzen.» Für Bundschuh ist die Aufarbeitung dieser Vergangenheit ein «ebenso überfälliger wie notwendiger und schwieriger Prozess». Er sieht Parallelen mit der aktuellen Debatte über das Euthanasieprogramm der Nazis, dem auch Vorarlberger Täter zudienten und über das lange Zeit geschwiegen wurde. Es sei wichtig, dass die «Deserteure», die sich Hitlers Vernichtungsfeldzug verweigerten, in das kollektive Gedächtnis der Gesellschaft Eingang finden.

In ganz Österreich gibt es viele Denkmäler für die «Gefallenen fürs Vaterland» in den beiden Weltkriegen. Aber es gibt nirgends ein Denkmal für die mehreren zehntausend Opfer der Nazi-Militärjustiz. Jetzt, 75 Jahre danach, sind Bestrebungen im Gang, in Wien ein solches Denkmal zu errichten. ◊

WIR MÜSSEN DURCH VIEL TRÜ BSAL

freitag, 27. april 2012,
evangelische kirche, trogen (ar)

johann sebastian bach (1685–1750) «wir müssen durch viel trübsal in das reich gottes eingehen» Kantate BWV 146 zum Sonntag Jubilate

17.30 – 18.15 uhr Einführung mit Rudolf Lutz und Karl Graf
(anschl. Imbiss) eintritt: chf 40

19.00 uhr Erste Aufführung der Kantate, Reflexion von Miriam Meckel,
Zweite Aufführung der Kantate eintritt: kat. a chf 50, kat. b chf 40,
kat. c chf 10

solisten Ulrike Hofbauer, Sopran; Markus Forster, Alt; Johannes Kaleschke,
Tenor; Wolf Matthias Friedrich, Bass chor und orchester der j. s. bach-stiftung
leitung Rudolf Lutz

J. S. Bach-Stiftung | Postfach 164 | 9004 St. Gallen
+41 (0)71 242 58 58 | info@bachstiftung.ch
www.bachstiftung.ch



klangvolles
berührendes
meisterhaftes

So, 01. Apr. **«der fall pilatus»**
17 h
Theaterstück von Walter Jens
Mit C. Amrhein, Pilatus und J. Grosskinsky,
Richter und Regie. Palmsonntag: Zeit Pontius
Pilatus ohne Vorurteile zu reflektieren.

Fr, 27. Apr. **Peter Waters. piano solo**
20 h
«water projections». Schwebend-schwingende
Brücken über Bach zur Welt des
Impressionismus und der Improvisation.

Fr, 04. Mai **«good counselors»**
20 h
Marc Jenny, Stefan Ingold, Thomas
Sonderegger. Intelligenter und gefühlvoller
unplugged Pop aus St. Gallen

Do, 17. Mai **Klang N°12**
–Sa, 19. Mai Festival der unerhörten Klänge.

kulturverein
schlosswartegg

9404 Rorschacherberg
Reservation 071 858 62 62
Nähere Infos: warteggkultur.ch

Silvia Bächli

far apart – close together

11.2. – 13.5.2012

Nadim Vardag

Repeat and Fade | Wiederholen und Ausblenden

31.3. – 24.6.2012

www.kunstmuseumsg.ch | Di–So 10–17 Uhr, Mi 10–20 Uhr

KUNST
MUSEUM
ST. GALLEN

Menschenzellen | Human Capsules

Acht Künstlerinnen aus der Sammlung Ursula Hauser

25.2. – 12.8.2012

www.lokremise.ch | Mo–Sa 13–20 Uhr, So 11–18 Uhr

LOK
KUNST
MUSEUM
ST. GALLEN

Der lange Schatten des Kaisers

Im September kehrt Pickelhaubenträger Wilhelm II. im Geiste zurück ins Toggenburg: Kirchberg feiert hundert Jahre Kaisermanöver. Muss das Jubiläum sein?

VON HARRY ROSENBAUM

Für die Herbstmanöver des 3. Armeekorps des Schweizer Heeres am 7., 8. und 9. September anno 1912 im Untertoggenburg lud sich Zwirbelbart Wilhelm II. gleich selbst ein. Obwohl es in Europa bereits nach Krieg roch, musste er mit keiner Absage rechnen: Die Chefs des 3. Armeekorps, der spätere Erst-Weltkriegs-General Ulrich Wille war deutschstämmig und «seinem Kaiser» in Sympathie verbunden; auch Oberstkorpskommandant Theophil Sprecher hielt gute Freundschaft zum Chef des deutschen Generalstabes, Helmuth Karl Bernhard Graf von Moltke. Und das Schweizer Volk – zumindest das deutschsprachige – war total verrückt nach seiner Majestät. Über 100'000 strömten zum Wilhelm-Empfang ins Manövergebiet. Die Schweizer Illustrierte setzte den Kaiser in vollem Kriegsputz aufs Titelblatt. 20'000 Schweizer Soldaten und 4'000 Armeepferde spielten im Gelände bei Kirchberg Krieg. Der hohe Gast stand auf dem Hüsligs, der heute Kaiserhügel heisst und auf dem seither, in Erinnerung an das Ereignis, die Kaiserlinde gedeiht. Laut Überlieferung soll Wilhelm II. von der Qualität des helvetischen Kriegshandwerks begeistert gewesen sein. – Die Westschweizer liess das ziemlich unbeeindruckt. Als erklärte Frankophile im europäischen Grossmächte-Gerangel waren sie von Anfang an gegen den Besuch des deutschen Säbelrasslers und freuten sich erst, als er wieder ausser Landes war.

Die Kampfkraft der bewaffneten Neutralität getestet

Der Kaiser und seine Generalität kamen nicht in die Schweiz, um dem lieben Nachbarn einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, sondern um einen Krieg vorzubereiten, bei dessen Beendigung siebzehn Millionen Menschen tot sein werden. Es ging den Herren darum, zu prüfen, ob bei einem Angriff auf Frankreich die so genannte «Westplanung» – die Umgehung der französischen Festungsfront mit einem grossen Umfassungsmannöver über belgisches und holländisches Territorium – funktionieren würde. Die Deutschen wollten sich bei der Inspektion Gewissheit verschaffen, ob die bewaffnete Neutralität der Eidgenossen so viel Kampfkraft aufbrächte,



Der Besuch des Kaisers ging nicht nur in Kirchberg durch den Magen, auch in Wil wurde kaiserlich gefrühstückt. Hundert Jahre später wird immernoch daran gedacht. Bild: pd

um die Franzosen aufzuhalten, falls diese ein Gegenmanöver an der Südflanke über schweizerisches Territorium durchführen sollten. – Davon sei man schliesslich deutscherseits überzeugt worden, meinte der Schweizer Militärhistoriker Hans Rudolf Kurz in einem Essay, der aus Anlass «Fünfzig Jahre Kaisermanöver» 1962 erschien. Zwei Jahre nach dem Kaisermanöver haben die Deutschen Frankreich nach dem Konzept «Westplanung» überrumpelt.

Manöverfrühstück und Vorträge

In Kirchberg sind nicht alle begeistert, dass wegen der «Hundert Jahre Kaisermanöver» ein Jubiläum abgehalten werden soll. Dafür habe man auch Verständnis, sagt Gemeinderat Linus Calzaferri, Präsident des Organisationskomitees für das Jubiläum. Deshalb würde hinlänglich auf die politischen Hintergründe des Kaiserbesuchs und die damalige Situation in Europa hingewiesen. «Aber trotzdem, der Kaiserbesuch

war für unsere Region ein riesiges Ereignis, das nicht einfach vergessen werden darf», sagt Calzaferri. «Wir wollen in angemessenem Rahmen daran erinnern.»

Geplant sind an den Jubiläumstagen vom 7. und 8. September eine kleine historische Truppenschau, ein Manöverfrühstück und ein Volkshochschulvortrag. Auf dem Kaiserhügel soll auch eine Gedenktafel enthüllt werden. Bereits an Ostern stellt die Gemeinde Kirchberg auf dem Kaiserhügel eine Panoramatafel auf, weil von der Anhöhe nicht nur das historische Manövergelände, sondern auch der Alpstein in seiner vollen Pracht zu sehen ist. Am 30. Mai findet an dem historischen Platz ausserdem eine militärische Fahnenübergabe statt. «Mit dem Kaisermanöver hat das überhaupt nichts zu tun», sagt der letzte Kommandant der inzwischen aufgelösten Felddivision 7, Divisionär ausser Dienst Peter Stutz. Aus dem 3. Armeekorps von 1912, ist die Felddivision 7 entstanden. Im Herbst soll unter der Kaiserlinde eine Gedenktafel für diese Truppe enthüllt werden.

1988 gabs Kaiserschmarrn

Der Kirchberger Historiker Armin Eberle, der das Jubiläumsbuch herausgibt, sagt: «Heute ist auf das Kaisermanöver eine durchaus kritische Sichtweise möglich. Die deutsche Schweiz hatte damals grosse Sympathien für die Reichsdeutschen und ihren Kaiser. Das beweisen die Massen, die bei seinem Besuch erschienen waren. Die Schweiz war ähnlich militarisiert wie Deutschland. Mit dem Ersten Weltkrieg vollzog sich ein Bruch, der ein ganzes Wertesystem in sich zusammenstürzen liess.»

Das letzte Mal wurde 1988 ans Kaisermanöver gedacht. Damals sind aus Anlass des fünfzigjährigen Bestehens der Felddivision 7, Teile des Kaisermanövers in historischen Uniformen und unter Kanonendonner von Wehrmännern nachgespielt worden. Der seinerzeitige EMD-Chef, alt Bundesrat Arnold Koller, hatte das Spektakel an Kaiserstatt abgenommen. Auch Mitglieder der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) waren zugegen. Sie trugen Kaiser-Willhelm-Masken und verteilten die Süssspeise Kaiserschmarrn. ◊

«Sarajevouuu» heult des fröhliche Wölfchen

«Wer einmal vom Wasser der Baščaršija getrunken hat, kann Sarajevo nicht mehr verlassen», heisst es im Text einer Sevdalinka, eines traditionellen bosnischen Liedes. Im Sommer 2010 habe ich selber von einem der Brunnen in der Baščaršija (Sarajevos Zentrum) getrunken – und bin für ein Auslandssemester geblieben.

Ein Spaziergang durch Sarajevo ist ein Rundgang durch die Geschichte. Moscheen, Synagogen, orthodoxe und katholische Kirchen prägen das Stadtbild. Den von osmanischer Architektur geformten Teil der Stadt umarmt ein Ring österreichisch-ungarischer Viertel. Innert Minuten kann man von Istanbul nach Wien spazieren und bleibt doch immer in Sarajevo. Während die Altstadt im Tal gelegen ist, winden sich zahllose Gassen und Strässchen die Hügel hinauf. Oberhalb des Zentrums bilden sie Viertel, die eher dörflich als grossstädtisch wirken. Innert Minuten kann man vom Dorf zur Stadt spazieren. Diese Vielfalt auf kleinem Raum macht Sarajevo aus. Viel europäische Geschichte auf wenig Raum – Sarajevo ist ein Schmelztiegel.

Vielleicht war diese Vielfalt ein Grund dafür, dass 1984 die olympischen Winterspiele in Sarajevo ausgetragen wurden. Kaum ein anderer Ort hätte die olympische Idee besser verkörpern können. Im «Jerusalem Europas» lebten damals drei Weltreligionen in Frieden zusammen. Die Besucher Sarajevos trafen während der Winterspiele auf eine in Europa einzigartige, offene Stadt, die voller Enthusiasmus ihre Stärken präsentierte. So wurden die olympischen Spiele von 1984 sowohl im kapitalistischen Westen wie auch im kommunistischen Osten Europas äusserst positiv wahrgenommen.

«Ich bin ein Vučko»

Was bleibt von den olympischen Spielen fast dreissig Jahre nach den Abschlussfeierlichkeiten übrig? Im Gespräch mit den Einwohnern Sarajevos fällt auf: egal ob Bosniake, Serbe oder Kroat, die Begeisterung und der Stolz auf diese Winterspiele bilden einen Konsens unter den sonst tief zerstrittenen Volksgruppen. Der Geist der olympischen Spiele ist in Sarajevo bis heute an vielen Orten zu spüren. Dazu genügt ein Blick in die Souvenirläden: Kein Postkartenständer ohne Vučko, das fröhliche Wölfchen, das als Maskottchen für die Winterspiele Pate stand. Mit seinem Sarajevouuu-Geheul eroberte es die Herzen im Sturm. Auf die Frage, wie alt er ist, kann ein 84er noch heute problemlos antworten: «Ich bin ein Vučko». Das Maskottchen ersetzt die Jahreszahl: ein wohl einzigartiges Phänomen.

Überhaupt erfreut sich Vučko grosser Popularität. So bestieg der bosnische Meisterkletterer Adnan Ćati 2011 einen Berg nahe Sarajevo in einem Vučko-Kostüm. Mit dieser Aktion wollte er nach eigenen Angaben dazu beitragen, dass die Olympischen Spiele von 1984 und deren Maskottchen nicht in Vergessenheit geraten. Meiner Ansicht nach wäre die Aktion aber nicht nötig gewesen, nur allzu gern erinnern sich Sarajevos Einwohner, die Sarajilijas, an ihre Winterspiele.

«Wir lieben unseren Jure»

Gründe für die nostalgische Haltung gegenüber dem schon bald dreissigjährigen Ereignis gibt es mehrere. Eine Erklärung ist der Erfolg der Spiele. Sarajevo ist für Olympische Spiele bestens geeignet, Berge nahe der Dreitausender-Marke sind vom Stadtzentrum aus per Bus innert zwanzig Minuten zu erreichen. Überhaupt konnten – für Winterspiele unüblich – alle Wettbewerbe auf kleinstem Raum abgehalten werden. Dies hat laut den Sarajilijas sehr zur olympischen Atmosphäre beigetragen.

Auch wirtschaftlich bedeuteten die Spiele für Sarajevo eine gewaltige Verbesserung. Prachtvolle Sportpaläste wurden gebaut, der Staat investierte in die Infrastruktur und schuf viele neue Arbeitsplätze. Sarajevo stand plötzlich im Zentrum des weltweiten Interesses: War es bis zu diesem Zeitpunkt vor allem für die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers 1914 bekannt, versprach man sich von der Olympiade eine Verbesserung des Images. Doch nicht nur in der Welt, auch vor Ort konnte das Image verbessert werden. So erlebte der Wintersport einen Beliebtheitsschub: Mit der ersten olympischen Medaille eines jugoslawischen Wintersportlers eroberte der Skifahrer Jure Franko die Herzen der Sarajilijas. Der Slogan «Wir lieben unseren Jure mehr als unseren eigenen Burek» machte die Runde. In einer Stadt, in der an jeder Ecke Burek – eine Fleischspezialität – gekauft werden kann, ist dies eine äusserst leidenschaftliche Liebeserklärung.

Düsteres Denkmal

Eine andere Erklärung für die Wichtigkeit der Winterspiele für Sarajevo liegt in ihrem Zeitpunkt. Der Zeitpunkt vor dem Sturm. Die Spiele fallen in die Phase zwischen dem Tod Titos und dem Beginn der gewaltsamen Auflösung des Vielvölkerstaates Jugoslawien. Während der langjährige Machthaber Tito für die Völker Jugoslawiens einen Konsens darstellte, folgte auf dessen Tod 1980 eine Phase der wirtschaftlichen Krise und der politischen Ungewissheit. Ethnische, sprachliche und religiöse Unterschiede

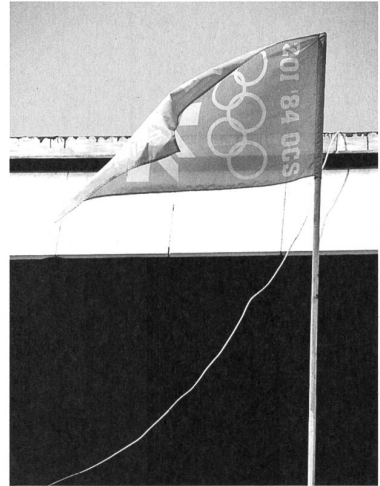
zwischen den Völkern Jugoslawiens wurden von nationalistischen Kreisen wieder betont und für die Politik instrumentalisiert.

Der Erfolg der Spiele konnte die Verschlechterung der Situation in Jugoslawien nicht aufhalten. Die Gräben zwischen den Volksgruppen – im Wesentlichen Slowenen, Kroaten, Bosniaken, Serben, Albaner und Mazedonier – wurden tiefer, die Wirtschaft war dem Kollaps nahe. Mit dem gewaltsamen Zerfall Jugoslawiens kam auch der Zerfall der olympischen Stätten. Die Schäden, die die Olympia-Schauplätze während des Bosnienkrieges und der Belagerung von Sarajevo erfuhr, stehen in düsterem Kontrast zu dem frohen Sportereignis und sind bis heute sichtbar.

Olympia ist ein Ereignis, das im Sinne des Völkerverständnisses stattfindet. Dass ausgerechnet in dem Land, das seine Winterspiele so leidenschaftlich austrug, zerstörerische Kriege wüten sollten, war für den Olympiatouristen von 1984 unvorstellbar. Bekanntestes Symbol für die Schändung der olympischen Stätten in Sarajevo ist die Bobbahn. Sie wurde im Krieg schwer beschädigt und ist bis heute in einem schlechten Zustand. Als ich die Bahn besuchte, verdeutlichten sich mir die Tragik und der tiefe Fall Bosniens in den Neunzigern. Die zerfallene Bobbahn hat etwas Geisterhaftes. Sie liegt verlassen in der Landschaft, hoch auf einem Berg oberhalb der Stadt, mitten in einem Wald. Sie scheint vergessen, obwohl sie zweimal im Zentrum der Weltöffentlichkeit stand. Einmal als Schauplatz der Winterspiele, einmal als Kriegsschauplatz.

Nostalgie empfinden die Sarajilijas für ihre Spiele also auch, weil es die Erinnerung an die Zeit vor der Katastrophe ist, die Erinnerung an eine Zeit, in der die Stadt auf positive Weise die Welt beschäftigte und faszinierte. Der Gedanke an die Olympischen Spiele bietet die Möglichkeit, sich für kurze Zeit in eine verlorene, bessere Vergangenheit zurückzusetzen. Doch der Blick der Sarajilijas ist nicht nur rückwärtsgerichtet: Gross ist der Wunsch, die Winterspiele noch einmal austragen zu dürfen. Wieder wäre es die Chance für eine wunderschöne Stadt mitten in Europa, ihr vom Krieg gezeichnetes Image abzulegen und ihr altes, neues Gesicht zu präsentieren. Sarajevo und seine Einwohner hätten es verdient.

Felix Frey, 1988, studiert allgemeine Geschichte und Slavistik an der Universität Zürich und verbringt seit Februar 2012 ein Auslandssemester an der Universität Sarajevo.



Bilder: Felix Frey